Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 48

Artikel: Wohin gehört Elsass-Lothringen?

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

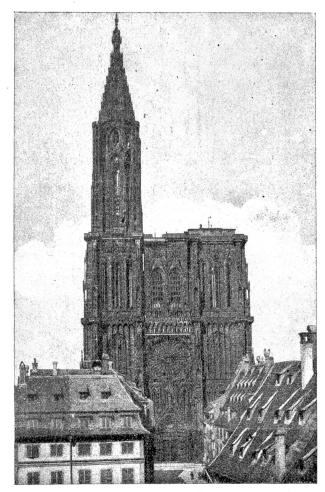
Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

an den Sonntagnachmittagen bei ihm, der Pfarrer kam und plauderte mit Martin über Bücher und Kunst und Mussik und an manchen Abenden brachte er seine Bioline mit. Martin zum Singen zu bringen, gesang ihm aber nicht. Man erleichterte Martin sein Los auch sonst auf jede Beise. Er hatte in der Zelle bleiben dürfen, in die er als Untersuchungsgefangener geführt worden war. Dasdurch blieb er, wenn auch nur mit den Augen, mit den Menschen unten verbunden.

Ein zweiter Tisch stand in der Zelle mit allem, was zum Schreiben nötig war. Er schreib Briefe, nur kurze Zettel, denn es hielt ihn eine starke Scheu zurück, in der alten Weise mit denen zu reden, die er lieb gehabt. Bon allen Seiten kamen Geschenke, Blumen und Briefe. Sein Fall war eine "Sensation". Das merkte er an der Art der Geschenke und an den Gebern. Er kam sich wie ein Schauskück vor und es war ihm doch so bitter ernst gewesen. Er hatte seine Tat aus der allernotwendigsten Not heraus getan. Die Briefe las er kaum und die Süßigkeiten versschenkte er an die Kinder des Direktors und des Pfarrers.

Er blieb lange Zeit unruhig und bedrüdt. Stunden= lang, tagelang ging er in seiner Zelle hin und her. Er hatte zu lesen versucht und hatte sich in verschiedenen Fächern aus= zubilden begonnen. Aber es wollte immer noch nicht stille werden in ihm. Das Chaos seiner Gefühle, dem er hilflos preisgegeben war, die alte Liebe, die Berachtung, die Trauer und auch die Sorge um Lis, die er nicht lassen konnte, qualten ihn. Wo mochte fie fein? War fie gludlich? War sie eingegangen in das Paradies, das sie erträumt oder ichon wieder daraus vertrieben worden? Es fam ihm feine Antwort. Die Neugierigen, die an den Besuchstagen tamen und die ihn, ohne ihn zu tennen, besuchen wollten, wies er zurud. Seine Nächsten, Bater und Pflegemutter, konnten ihm nicht antworten, denn sie wußten nichts von Lis. Aber Mutter Marei sprach mit roten Augen von ihr und hatte ichneeweißes Saar bekommen, denn es war feine Rleinigkeit für sie, den Dorfweibern gestehen zu mussen, wohin sich ihr Rind verirrt. Und Bater Stefan schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn er an seine Schwiegertochter dachte, fagte aber nichts, um Martin nicht zu verlegen. Gie waren beide bald gekommen und hatten Rörbe voll heimatlicher Gaben mitgebracht. Martin hatte sie aber gebeten, den weiten Weg nicht zum zweitenmal zu machen. Ueber Martins Tat hatten sie nicht geredet und feine Fragen gestellt. Weinend hatte die alte Frau ihn angefleht, ihr als der Mutter Lis' nicht zu zürnen, und Bater Stefan hatte grimmig bazu gelacht.



Das Strassburger Münster.

Sorella aber und Hate waren noch nicht dagewesen. Sie schrieben, daß sie warten wollten, bis Martin sie riese. In zartestem Mitgefühl wollten sie ihn sich erhosen lassen von allen den Eindrücken, die ihn gejagt und gedemütigt hatten. Es sollte in ihm ruhig werden, damit er vom Boden eines neuen Lebensabschnittes aus ihnen begegnen könne. Es dauerte lange, dis Sorella zu Hate sagen konnte: Er bittet mich, zu kommen. Sie reisten sogleich.

(Shluß folgt.)

Wohin gehört Elsaß=Cothringen?

Es steht einem Neutralen nicht an, diese Frage beantsworten zu wollen. Einmal fehlt ihm dazu die nötige Komspetenz, da in dieser Angelegenheit das Fühlen der Betrossenen beredt mitipricht, ja in gewisser Hinsicht ausschlagsgebend ist. Man könnte den Streithandel um EssaßeLothringen vergleichen mit dem Streit zweier Rivalen um das geliebte Mädchen. Ein Dritter kann da unmöglich urteilen, wer recht hat; maßgebend erscheint auch nicht der Umstand, daß der eine von den Streitenden seine Bekanntschaft und Liebe weiter zurückdatieren kann als der andere; nein, wenn der Vergleich stimmt, kann nicht einmal die Partei mit den

"bessern Gründen" behaupten: mir gehört ElsaßsLothringen zu, sondern hat einzig und allein die umworbene Braut, haben die beiden Provinzen das Recht, über ihre Zugehörigsteit zu entscheiden. "Wenn der Bergleich stimmt." Leider — wir sagen "leider" als Demokraten, die wir am Staatsprinzip festhalten, daß jedes Bolk über seine Staatsform selbst entscheiden soll — leider sind die Kriegführenden noch nicht auf diesem Standpunkte angelangt, weder die Ententestaaten, noch die Zentralmächte. Was uns Fernerstehenden als das einzig Vernünftige erscheint, dazu werden die kriegsführenden Parteien, weil in ihrer ganzen Denkweise von



Engweiler im Elsass: Am Sonntag auf der Dorfstrasse.

der Kriegsmentalität beherrscht, erst nach erbitterten Kämpfen kommen, dann, wenn ihre Kräfte erschöpft und der Weg der Verständigung der einzige sein wird, der nicht in den Abgrund der Selbstvernichtung führt.

Es liegt eine fürchterliche Tragik auf diesem Rrieg: er fann nicht mit sich fertig werden. Ginem Riesenuhrwerk gleich, dem die hemmfeder gesprungen, schnurrt er ab, die Monate und Jahre verschlingend, wie wenn alles Unrecht, das seit Sahrhunderten durch menschliche Gewalttat in die Welt gesetht wurde, wieder aufgerollt werden mußte. Wenn heute die Franzosen meinen, das Unrecht von 1870/71 musse gefühnt werden, so werden morgen die Deutschen Rache schreien für Jena und Auerstädt. Wenn diese heute die Ruine der Reimser Rathedrale rechtfertigen mit der Ruine des Beidelberger Schlosses, so könnten jene in hundertundfünfzig Jahren im Sinblid auf ihre Tausende von den "deutschen Barbaren" zerstörten Dörfer und Städte mit Genugtuung gang Deutschland gu einer Bufte niederbrennen. Rein, nie und nimmer mehr darf die retrospektive Geschichtsbetrach= tung die Begründung für neues Unrecht bilden. Und Un-

recht ist jede gewaltsame Lösung einer Bölkerfrage. Ein tausendfaches Wehe! den Schuldigen, die den Krieg als einzig mögliche Lösung für die Gegenwartssprobleme gepriesen und ihn mit gottessläfterlichem Mute entfacht haben! Aber wehe auch den Regierungen, die ihn durch neue Zielseungen verlängern! Sie laden eine fürchterliche Berantwortung auf ihre Schultern. Und so wahr eine sittliche Macht die Weltgeschichte lenkt, so wahr werden sie dafür vor dem Richterstuhl der Geschichte, wenn nicht schon vor dem der erwachten Völfer Rechenschaft ablegen müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt, muß man es tief bedauern, daß die elsaße sochringische Frage wieder aus dem Schutt der Kriegsgeschichte emporgewühlt wurde. Sie ist in ihren Gründen durchaus nicht so spruchreif, wie die Regierungen sie beidsseitig ihren Völkern darzustellen belieben, um sie zur höchsten Haße und Wutleistung anzuspornen. Den Eindruck wenigstens ershält der Undefangene, der die Gründe nach beiden Seiten hin prüft.

Eine reiche Literatur über diese Streit= frage steht ihm da zur Berfügung.*)

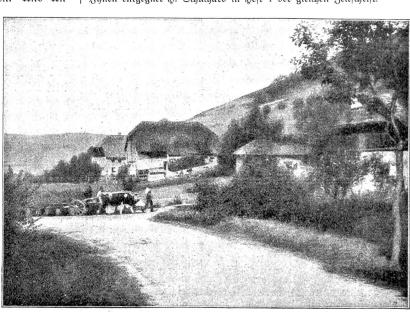
Die Brüfung der beiden Ansichten führt, ganz turz zusammengefaßt, zu folgendem Resultat:

- 1. Sprachlich gehört Elsah-Lothringen zu Deutschland; denn nur ein verschwinzbend kleiner Teil seiner Bevölkerung, ungefähr 5 Prozent, spricht das Französisch als Muttersprache. Natürlich war das vor 1870 anders; durch Auswanderung nach Frankreich hat die französisch sprechende Bevölkerung stets abgenommen und die Zuwanderung aus Groß-Deutschland hat das beutsche Element entsprechend verstärkt.
- 2. Die ethnographische und hisstorische Betrachtung ergibt wiederum, daß die Deutschen im Recht sind, wenn sie die beiden Brovinzen für sich beanspruchen. Seit ihrer Besiedelung durch Alemannen (Elsaß) und Franken (Lothringen) ist ihre Geschichte eng mit der deutschen verbunden. Sie gehörten dem Deutschen Reiche an bis zum Jahre 1648. Der Westphälische Friede brachte sie unter die Oberherrschaft der

französischen Könige, obschon sie territorial beim Deutschen Reiche verblieben. Erst Ludwig XIV. zog sie ans französische Reich im Jahre 1681; im gleichen Jahre überfiel er mitten im Frieden die Stadt Straßburg. Es ist ein verblüffendes Zusammentreffen, daß am gleichen 27. September, da dieser Ueberfall geschah, nach fast 200 Jahren, d. h. am 27. September 1870 auf dem Straßburger Münster die weiße Fahne, das Zeichen der Uebergabe, flatterte.

3. Rulturgeschichtlich ist zum mindesten Essab durchaus deutsches Gebiet dis zur französischen Revolution. Namen wie Geiler von Kansersberg, Iohann Fischart, Sehastian Brand, Iohannes Tauler, Thomas Murner, Martin Schongauer, Hans Baldung und Grünewald be-

*) Bir empfehlen unsern Lesern die kurze, sehr anschauliche Broschüre von Kaul Stöcklin: "Elsaß-Lothringen deutsch oder französisch?" Orell Füßli, Jürich, und die aussührliche "Bohin gehört Elsaß-Lothringen? Bon einigen Elsäßern" (Borwort von Friedrich Leinfard) aus dem Verlag Nascher & Sie, Jürich. Beide versechten einseitig den deutschen Standpunkt. Sehr gut vertreten die gegnerische Ansicht die Aussätze von Karl dänggi und G. Schirmecker in "Wissen und Leben" 1917, Heft 1 und 3. Ihnen entgegnet H. Schuchard in heft 4 der gleichen Zeitschrift.



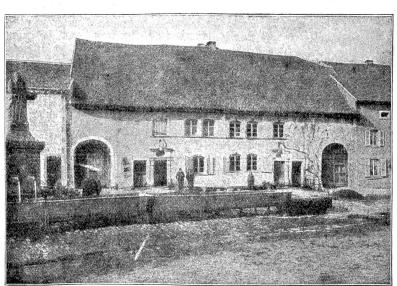
Bauernhäuser in den Vogesen.

legen diese Tatsache genügend. Am schönsten zeugt dafür das prachtvolle gotische Münster in Straßburg, dessen Schöpfer, Erwin von Steinbach, 450 Jahre später in Goethe den kongenialen Bewunderer fand. Goethes Erlebnisse im Straßburger Freunsdeskreise (1770—1771) spricht Bände für die deutsche Kultur im Elsaß vor 1790. Weniger ins Gewicht fallen die Repräsenstanten der elsässischen Literatur nach 1800 und der Neuzeit; mit Pfeffel, mit Friedsrich Lienhard, Kené Schickele und Hermann Stegemann ist ihre Reihe beinahe erschöpft.

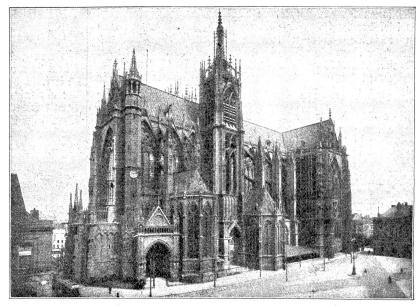
4. Die französische Revolution brachte dann die große Wendung in die Kulturgeschichte Elsaße Lothringens. Ihre polietischen Ideale wurden von den Bewohnern dieser Länder mit ähnlicher Begeisterung aufgenommen und innerlich verarbeitet wie von uns Schweizern. Der de mokratische Geist ging ihnen in Fleisch und Blut über wie allen Bölkern, die die Revolution von 1789 erlebt haben. Dieses Erleben richtete bald einmal eine hohe Scheidewand auf zwischen ihnen und

den Deutschen jenseits des Rheines. Der Rhein war damals überhaupt die kulturelle Grenzscheide geworden, an der zwei politische Ideale feindlich zusammenstießen. Köln und Mainz gehörten einst zur französischen Republik und zwar nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Sympathie für Frankreich und Antipathie für Preußen traf ein heute gut deutsch Gesinnter (Sugo Schuchard, Graz, in "Wissen und Leben" 1917, 4. Seft) noch 1861 in Bonn an.

Noch heute besteht unzweiselhaft und von deutscher Seite nie geseugnet ein politischer Gegensatzwischen Deutsche land und den Reichslanden. Deutschland vermochte die beiden zurückeroberten Gediete während 45 Jahren nicht zu assimilieren. Diese Tatsache wurde blitzlichtartig erhellt durch die berühmte Zahener Affäre im Jahre 1912 und durch den tragischen Fall des Dorfes Buxweiler im Ansfang des Krieges. Eigenartig berührte die Tatsache, daß die Elsässer Kinder über 14 Jahren nicht mit ihren jüngeren Geschwistern den ihnen von der Schweiz in diesem Sommer gebotenen Ferienausenthalt genießen durften; bei den Kinsdern im benachbarten Baden wurde diese Grenze nicht gezogen.



Zwei alte Bauernhäuser in Maxstadt (Cothringen).



Die Kathedrale in Metz.

Diese Tatsachen seien hier nur konstatiert, nicht erörtert. Denn hier fängt die Polemik an, bei der uns, wie gesagt, das Mitspracherecht nicht zusteht.

5. Wie steht es um die materiellen Interessen der umstrittenen Gebiete? Wirtschaftlich ist Elsaß-Lothringen ohne Zweisel heute nach Deutschland hin orientiert; dies infolge einer 45jährigen, durch die politische Bugehörigkeit zu Groß-Deutschland bestimmte Entwicklung der Industrie und der Landwirtschaft. Diese Entwicklung vollzog sich nicht gradlinig und ohne Zwang. Die elfässische Textilindustrie zum Beispiel machte in den ersten Jahren nach 1870 schwere Krisen durch. Als Teil der französischen Textilindustrie nahm sie eine dominierende Stellung ein; sie war auf Fein= garn, also auf Qualitätsarbeit eingestellt und sie vermochte sich infolgedessen auf dem Weltmarkte fast konkurrenzlos zu behaupten. Der Anschluß an Deutschland nötigte sie, zur Produktion von groben Garnen überzugehen, da ihr Frankreich ab 1872 durch Zollschranken verschlossen war. Zu dieser schmerzvollen Umgestaltung kam der Kampf mit der reichsdeutschen Garnspinnerei, der erst 1876 durch das Musterschutzesetz gemildert wurde. Die Entwidlung der

Spinnerei im Elfaß ift darum eine fehr mäßige. Die Spindelzahl stieg von 947,000 im Jahre 1869 auf 949,000 im Jahre 1900. Dagegen hat sich die Zeugdruderei eine ge= achtete Stellung erstritten und ist die Wollweberei stark angewachsen. Zahlreiche Baumwollwebereien und spinnereien haben sich in Rammgarnspinnereien verwandelt. Wenn die Franzosenfreunde sagen, die elfässische Textil= industrie mache, gemessen nach der Spindelzahl, nur 14 Prozent der gesamten deutschen Textil= industrie aus, so ist demgegenüber auf die großartige Entwidlung der französischen Textilindustrie hinzuweisen, innerhalb welcher heute das Elsaß wieder nur schwer sich zu behaupten vermöchte. Es ist natürlich benkbar, daß die französische Regierung der zurückgewonnenen Proving die größten Bergunstigungen gemäh= ren wurde, doch sind solche Annahmen nur Snpothesen und beweisen nichts.

In viel größerem Maßstabe hat sich die lothringische Eisen in dust rie, d. h. die Erzsegewinnung entwickelt. Die Förderung stieg von 684,000 Tonnen im Jahre 1872 auf 17,7

Millionen Tonnen im Jahre 1911. Dies macht fast zwei Drittel der deutschen Erzförderung überhaupt aus. Wenn heute die Deutschen den Besitz Lothringens als eine Existenz= frage für ihren Staat bezeichnen, so ist es ihnen damit ohne Zweifel ernft. Dazu kommt, daß die meisten lothringischen Erzgruben durch die neuzeitlichen Konzern-Gründungen in die Sände großdeutscher Rapitalisten übergegangen sind. Rechnen wir den bedeutungsvollen Umstand dazu, daß im Jahre 1904 in der Nähe von Mülhausen große Rali=Lager entdedt wurden, die noch der Ausbeutung harren, so be-greifen wir die Leidenschaftlichkeit, mit der von deutscher Seite der Gedanke einer Rudgabe der Reichslande abgelehnt wird. Anderseits wird uns flar, daß, wenn Frankreich um Elfaß-Lothringen willen den Weltfrieg verlängert, dies nicht aus rein idealistischen Gründen geschieht, sondern daß vielleicht Hunderttausende von jungen Menschenleben für tapita= listische Interesse hingeopfert werden sollen. Diese Interessen aber haben mit denen der Bevölkerung, um deren Wohl und Wehe es geht, nichts gemein. Wir begreifen, daß sich die Elfaß-Lothringer, einige Ausnahmen nicht gerechnet, in der Frage passiv verhalten. Der Zeitpunkt, da sie ihre Meinung über ihr eigenes Schidfal äußern fonnen, ift eben

noch nicht gekommen.
Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir Schweizer die auch für uns eminent bedeutungsvolle Frage. Wir können nicht wünschen, daß ihre Lösung durch Gewalt geschehe, und darum sind uns die Jusqu'auboutisten auf der einen Seite ebenso zuwider wie die Kraftproten auf der andern Seite, für die es in dieser Frage nur ein "Niemals" gibt, auch wenn es sich um die Forderungen einer mächtig dahersschreitenden neuen Zeit handelt.

Der St. Andreastag (30. November).

Volkstundliche Stigge.

Die Bolkskunde hat eine sehr schöne und dankbare Aufgabe, all die mehr und mehr verschwindenden Bolkssbräuche, die alten Wörter und originellen Redensarten, die sich auf gewisse Zeiten konzentrierenden Bolkssitten keltzuhalten, um sie auf diese Weise der Vergessenheit zu entreißen und einem spätern Geschlecht aufzubewahren, diesem so Kenntnis gebend vom innersten Wesen und Denken der Bäter. Denn das so gesammelte Material spielt bei der Beurteilung einer Zeitperiode, eines Volkes, eine sehr wichtige Rolle. Viele schöne Bräuche also hat sie schon vor gänzlichem Untergang gerettet. Und das darf uns sreuen.

Der St. Andreastag, der 30. November, hat im Leben unserer Bäter eine sehr wichtige Rolle gespielt. Wir wolsen im Nachstehenden versuchen, über die alten St. Andreassbräuche und über den mit dem 30. November zusammenshängenden Aberglauben ein kleines Bild zu entwerfen. Da und dort wird es aber sicher noch Leserinnen und Leser geben, die die Ausführungen durch persönliche Erlebnisse und Erzählungen ergänzen könnten.

Der Andreastag ist vor allem für alle Seiratslustigen ein wichtiger "Lostag" gewesen, an welchem man sein künftiges Geschick in bezug auf die Seirat vernehmen konnte, wenn man sich allerlei Gebräuchen und Orakeln unterwarf. Besonders für die liebebedürftigen Jungfrauen war die Mitternachtsstunde vom 29. auf den 30. November dazu angetan, die "dunklen Geschicke" zu offenbaren und gar manches Jungfräulein wird mit Leidenschaft den heiligen Andreas, den "sanctorum mitissimus" angerusen haben, damit er ihr den Ersehnten beschere. Aus dem Kanton Jürich ist uns ein drolliges Andreasgebet erhalten. Das junge, heiratslustige Mädchen bestieg abends sein Bett rückswärts und betete indrünstig:

"Sie uf der Bettstatt sitz i, O Andreas, i bitt di, Zeig mer hinecht i der Nacht, Wele Schatz mich benn biwacht; Ift er rych, so chunnt er g'ritte, Ift er arm, so chunnt er g'schritte,"

Alsdann soll sie das Bild des Zukünftigen unter dem Tische gesehen haben. Die Andreasgebete waren überhaupt beliebt, so daß man annehmen muß, der heilige Andreas, der als besonders freundlich und mildtätig geschildert wird, habe früher die Stelle eines Gottes vertreten, der glückliche Shen stiften, sogar Schäße verleihen könne. Die Gebete weichen, je nach den Landesgegenden, in welchen sie üblich waren, etwas voneinander ab. An einzelnen Orten war der Jungfrau vorgeschrieben, in der Mitternachtsstunde zum Andreastage sich in ihrem Zimmer einzuschließen, schweigend auszukleiden und hernach nacht, wieder schlag der Mitternachtsstunde zu wischen und beim ersten Schlag der Mitternachtsstunde zu wischen und beim ersten Schlag der Mitternachtsstunde zu beten:

"Heiliger Andreas, ich bitte dich, Laß mir erscheinen Den Liebsten mein, Wie er geht und steht, Wie er mit mir zur Kirche geht!"

Ein Blid in den Spiegel sollte nun das Orakel erfüllen. An einem dritten Orte lautete das Gebet:

> "Andreas, ich bitt' dich, Brotbrett, ich tritt dich, Gib mir doch in myn Sinn, Wer mein allerliebster Schah möcht syn."

Aber noch gang andere Orakelgebräuche führten gum ersehnten Ziel: zur Offenbarung des Allerliehsten. Im Emmental war das sogenannte "Schübelladewische" ein beliebter Bolksbrauch. Der Brauch soll heute noch von besonders start liebenden Mädchen heimlich angewendet werden. Die Schübellade trifft man noch vielerorts in alten Bauernhäusern. Es ist dies ein Laden zum Schieben, un= gefähr einen halben Meter breit und einen Meter lang, ein Brett zum Berichieben, um Blumentopfe darauf stellen gu tonnen. Das Brett findet sich im ersten Stodwerk. Das junge Mädchen nun mußte in der Andreasnacht dieses Brett schweigend und sorgfältig abwischen, um sich nachher sofort ins Bett zu begeben. Und in den sugen Träumen ber Nacht spielte das Bild des Zukünftigen die Hauptrolle. Mochten die älteren Leute über den Brauch auch lachen und spotten, die jungen Mädchen waren felsenfest von dieser untrüglichen Orakelmöglichkeit überzeugt und das war ja schließlich die Hauptsache. Anderwärts mußte das orakelnde Mädchen nach dem Pugen des Schübelladens den Tisch beden, worauf es im Geifte beim oberften Geded den Bergallerliebsten bemerkte. Feurig liebenden Jungfrauen hat die rege Phantasie sicher den Richtigen an den Tisch gezaubert, das Mädchen damit von der Beiligkeit der Andreas= bräuche überzeugend.

An vielen Orten kehrte das junge Mädchen am St. Andreastag rüdwärts laufend die Stube, blidte nachher sofort in den Spiegel, der ihm den Liebsten offenbarte. Oder es trug, nachdem es zur Mitternachtsstunde nacht Stude oder Rüche gekehrt hatte, den Rehricht, rüdwärts laufend, hinaus und konnte dabei seinen zukünftigen Eherherrn erbliden. Verbreitet war auch der Glaube, daß es ledig sterbe, wenn es statt des Liebsten hinter einem Baum einen Sarg erblide.

Häufig angewandt wurden auch das Bleigießen, wie wir es auch aus der Silvesternacht kennen, und das Eiweißschlagen. Aus der Form des Bleies oder des Eiweißes wollte man den Liebsten erkennen. Aehnlich ist das Herausziehen eines "Scheites" aus der Holzbeige. Dies wurde von Jünglingen und Jungfrauen praktiziert. Die Form des "Scheites" deutete auf die Gestalt des Liebsten oder der Liebsten hin. War es schlank, wohlgesormt, so war es der oder die Liebste auch, war es diek, so wurde dies ents